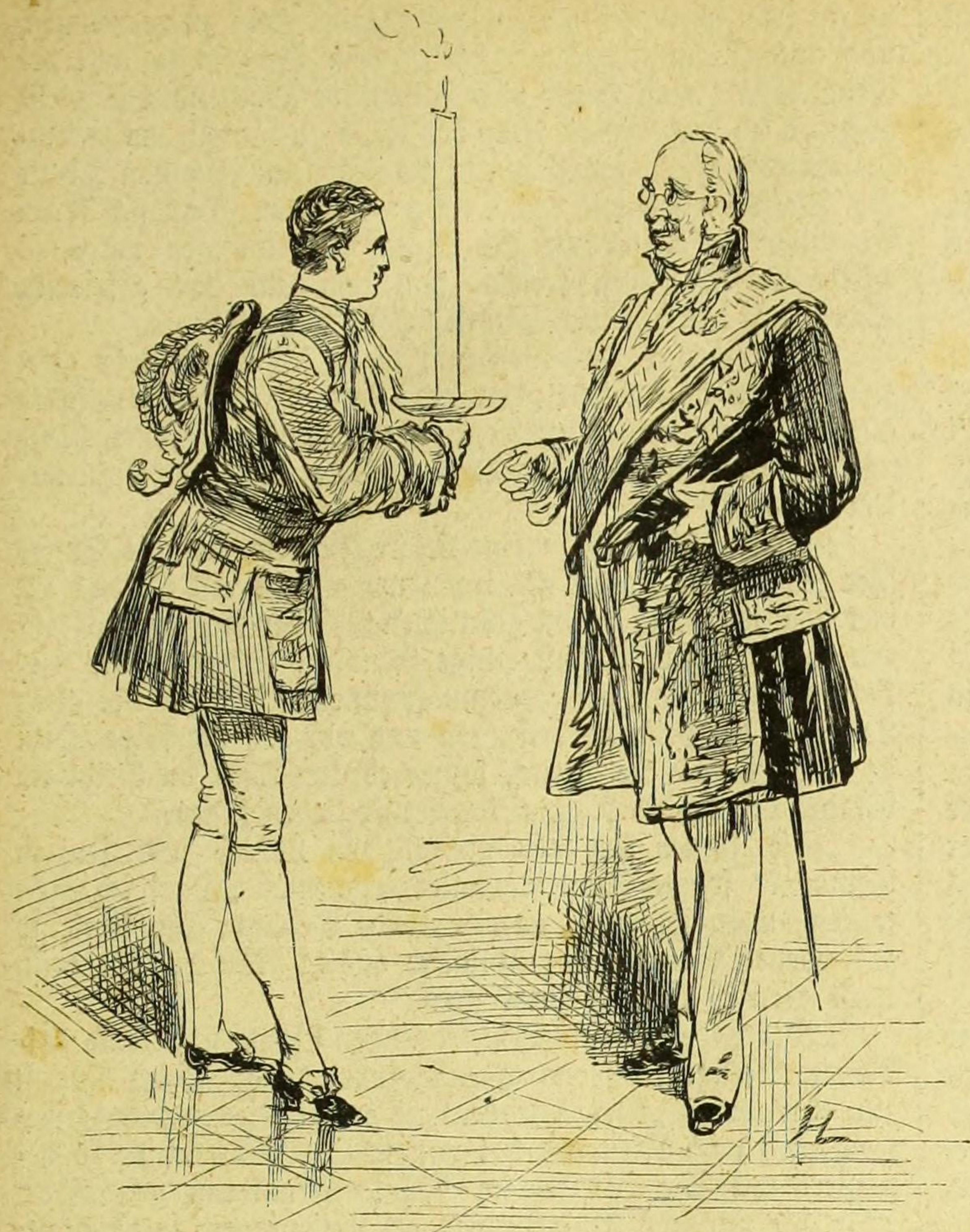
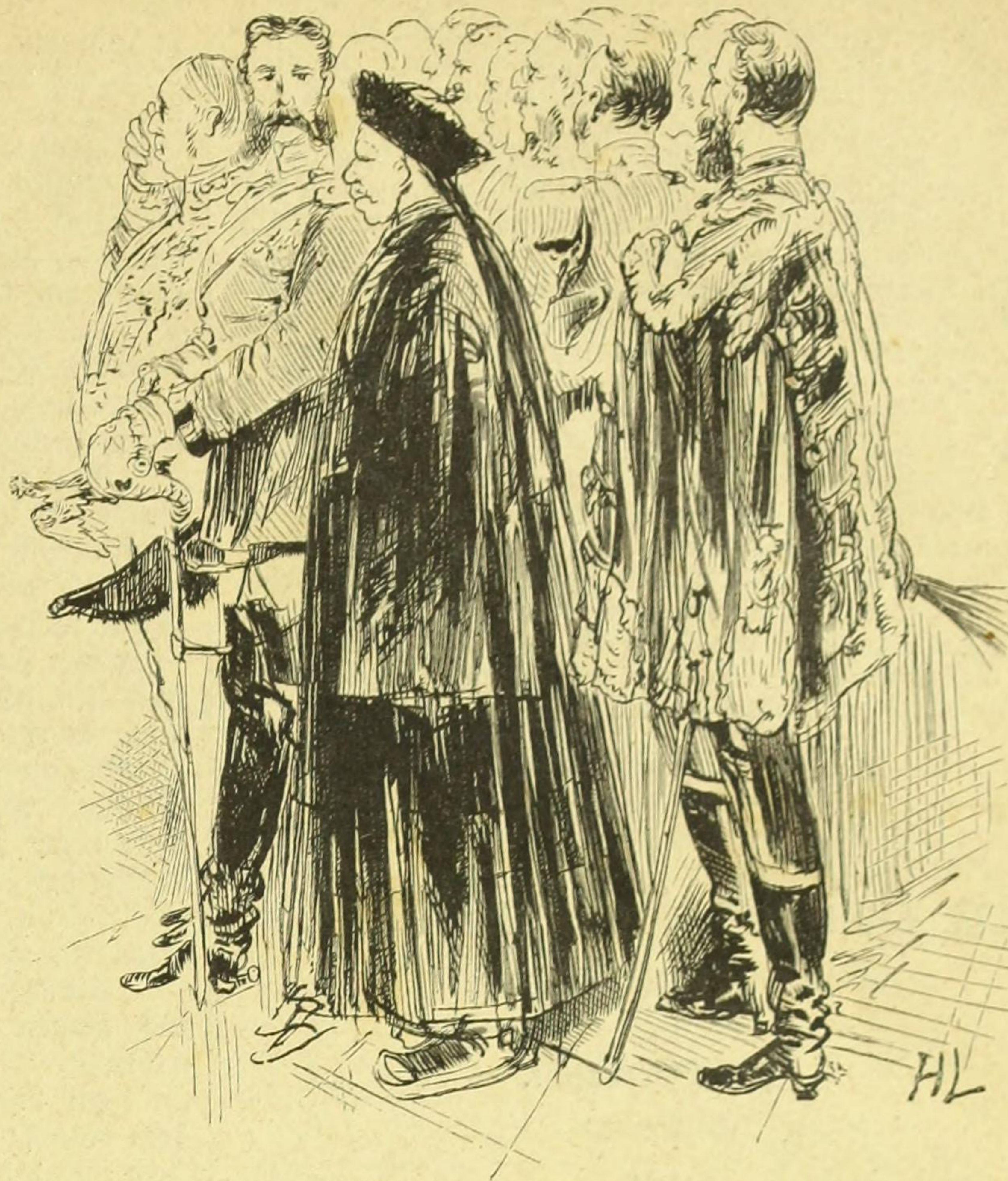


Das Stiftungsfest der „Gesellschaft der Zwanglosen“ in München. Originalzeichnung von C. von Vinzer. (S. 573.)



gegangen, mit dessen Tod für diese Gesellschaft förmlich ein Zeitalter abschließt, dem er sein Gepräge aufgedrückt hat, Graf Pucci. Dieser edle, geistreiche Mann hat Proben seines Humors in großer Menge der Nation durch Veröffentlichung zugute kommen lassen, und doch deuten diese Spuren nur entfernt an, was er den Kreisen, denen er mit Liebe angehört, geboten hat. Es war ein unverfälschter Quell des besten Witzes, aus dem immer neue, unendlich komische, zugleich aber schöne und stylvolle Schöpfungen aufsprudelten. Neun Foliobände bergen diesen Schatz kolorirter Zeichnungen, eine ganze Zauber- und Märchenwelt, in der die typischen Gestalten der Gesellschaft ein zweites, beziehungsweise Leben parallel dem wirklichen führen. Unwillkürlich wird man beim Anblick dieser reichen Sammlung, die sich in ihren satirischen Mittheilungen aus dem Vereinsleben über mehr als ein Menschenalter erstreckt, auch zur Bewunderung des Fleißes und der Geduld hingerissen, die ein so hochstehender und vielseitig thätiger Mann aufgewendet hat, um den Genossen Freude zu machen. Seltene Eigenschaft! Solche Gestalten treten nur wenige im Leben hervor und sie lassen die Glücklichen, denen sie hingegeben waren, in mehr als einer Hinsicht als Verwaiste zurück. Indessen bei den „Zwanglosen“ lebt Pucci weiter; häufig wird bald dieser, bald jener Archiband aufgelegt und der kostbare Inhalt dient dem Beschauer als Sporn, nach Kräften dazugleichen zu thun. Auch zeigt sich



sahen doch selbst die Söhne des himmlischen Reiches schon die äußeren Formen unseres abendländischen Treibens abgeläufigt zu haben. Im Ganzen dauerte die Erholungs- und Erquickungspause nicht lange, dann ordnete sich der feierliche Zug wieder nach dem weißen Saal zurück, um zu dem althistorischen Fackeltanz anzutreten.

Hatte ich mir bisher eine mindestens etwas steife Ceremonie darunter vorgestellt, so bin ich durch den Anblick ganz davon zurückgekommen; ich habe Feierlicheres selten oder nie gesehen. Ich will hier nicht die vielfachen Beschreibungen wiederholen, aber das möchte ich doch sagen, daß mir der Anblick des greisen, rüstigen Kaisers, geführt von den beiden im Glanz der Jugend und Schönheit strahlenden Prinzessinnen, so weisevoll, so gemüths-erregend erschien, daß mir und wohl manchem Andern fast eine Thräne in die Augen gekommen wäre.

Die Ceremonie nahm Stunden in Anspruch und gewährte mühsam Zeit genug, um das Auge ganz und voll ausschwelgen zu lassen. Die fackeltragenden Minister werden wohl mit dem angenehmen Gefühl, das eine überstandene Strapaze hinterläßt, ihre Fackeln den Pagen übergeben haben; leicht war es jedenfalls nicht, einundzwanzig Rundgänge mit schwerer Fackel in der Hand zu machen.

Daß die übrigen Gruppen im Saal einen überaus male-riösen Anblick gewährten, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden; ich habe nebenstehend ein Stückchen daraus wiederzugeben gesucht. Die Bildchen, denke ich, ersparen mir manches Wort. Beides aber wird hoffentlich von dem Leser freundlich aufgenommen werden.

H. L.

bei gegebener Veranlassung noch ein Fonds von Humor in der Gesellschaft, der dem Zwerchfell so ernster Männer mitunter das Erdenkliche zumuthet.

So hat es denn auch an diesem Jubeltage an wahrhaft olympischem Gelächter nicht gefehlt. Das Fest beginnt alljährlich mit einem gemeinschaftlichen Gastmahl. Durch ein Strafverfahren für Versäumnisse sammelt sich das Jahr über eine ansehnliche Batterie Champagner an, den Kobell als vereideter Champagnermeister unter seiner Obhut hat und im angemessenen Augenblick unter den Lebenden vertheilt. Diese feierliche Amtshandlung begleitet er mit einem Gedichte, in welchem das vielseitige Verhältnis des Champagners zur Menschheit in stets neuer Weise humoristisch erläutert wird. Jedes Jahr bewährt sich in diesen köstlichen Versen der Meister.

Diese Ansprache öffnet dann zugleich die Schleusen des festlichen Redeflusses. Nachdem Förster den Jahresstempel reiner Gesinnung und hohen patriotischen Strebens würdevoll erneuert hat, tritt Latitia in ihre Rechte.

Da weiß der Grieche Bursian witzige Worte zu komischen Versen zu gestalten, die deutlich sein tiefes Eindringen in den Geist der ewigen Vorbilder verrathen. Dießmal gab es eine Visio Sancti Incoacti, der potu fractus in taberna sicit, corpus aegre sustinens. Er sieht in der Zukunft die Kultoren seines Namens, qui hilariter potantes novi anni gratulantes celebrant exordium. Er ruft aus: «En dulce spectaculum!» und schließt seine anfeuernde Rede also:

«Cito transit fugax aetas
Sed qui horas agunt laetas
Non senescunt utique!
Haec sit lex et norma morum
Ordinis incoactorum
Noctu et meridie!»

Leider fehlte dießmal ganz gegen die Gewohnheit der beliebte Dichter Herman Schmid, der sonst alljährlich eines jener Gelegenheitsgedichte zu spenden pflegt, die zu seinem Ruhm so wesentlich beitragen.

Der Maler Piriz hatte die Gesellschaft um ein Jahrhundert in die Zukunft vorausgeführt und gab geschichtliche Erläuterungen zu vier höchst wunderbaren Denkmälern, die das Andenken von vier jetzt lebenden Mitgliedern der Gesellschaft verewigen. Einer dieser Gefeierte war Karl Stieler. Auf schroffem Felsen steht er im rauhen Bergrode, gestützt auf eine aus Baumstäben gefügte Leiter, die einem Hünen Ehre machen würde. Er schaut hinaus in die deutschen Ebenen und sieht den Fleck, wo einst München stehen wird. Und wirklich steht es heute nicht am schönen Starnbergersee, sondern an seinem wohlbekannteren Fleck. Stieler hatte uns nämlich vor Kurzem in einem schönen, tief sinnigen Gedichte tausend Jahre zurückgeführt und einem Burschen vorahnende Worte in den Mund gelegt.

Das Stiftungsfest fällt, wie oben bemerkt ist, nach altem Brauch mit dem Dreikönigsfest zusammen, und es ist diese Veranlassung seit je in drolliger Weise benützt worden, um diese heiligen Verfolger ihres Sternes aufzutreten zu lassen. Auch fehlt es nicht an Hindeutungen darauf, daß diese heilsbegierigen Weisen trefflich geeignet sind, die Pathenstelle an einer Gesellschaft zu bekleiden, die dem ewig Wahren mit ganzer Seele und von ganzem Herzen anhängt. Denn das ist das Bezeichnende für diesen immer neu erstarkenden Kreis, daß er durch alle Zeiten, allen Wendungen und Schwankungen des Zeitgeistes zum Trotz, das Banner des Idealismus hochgehalten hat. Aber diese Richtung äußert sich nicht in Form von Intoleranz oder Fanatismus, so daß die Gesellschaft gewissermaßen eine Sekte darstellen würde, sondern das oberste Gesetz des Hauses ist volle Unabhängigkeit des Geistes. Nur ist es naturgemäß, daß einem Kreise, der sich auf gewisse Gesinnungen fußend ausgebildet und erhalten hat, immer die Gleichgesinnten sich zuzuwenden. Ein Blick in die oben erwähnten Archibände, welche die Listen der Mitglieder enthalten, ergibt eine wahre Lesung ausgezeichneter Männer unseres Zeitalters. Die Aufzählung einer Reihe früherer Mitglieder bei Veranlassung eines so schönen Gedentages mag um so angemessener sein, da mit diesen Namen am besten das Wesen der Gesellschaft gekennzeichnet wird.

Aus den langen Reihen tüchtiger Männer strahlen die hier folgenden hervor: Thiersch, Maßmann, Maltz, Dönniges, Kaulbach, Geibel, Heyje, Dingelstedt, La-saulx, Harlek, Feodor Diez, von der Pfordten, Liebig, Stieglitz, Ennemoser, Blunzschli, Scherer, Friedrich Beck, Riethammer, Veil-hard, Pettenkofer, Lachner, Bodenstedt, Cre-ling, Wydenbruck, Kürnberger, J. Braun, Haug, v. Sybel, Siebold, Dahn, Windischheit, Pecht, Zumbusch, Wöllner, Alkenron.

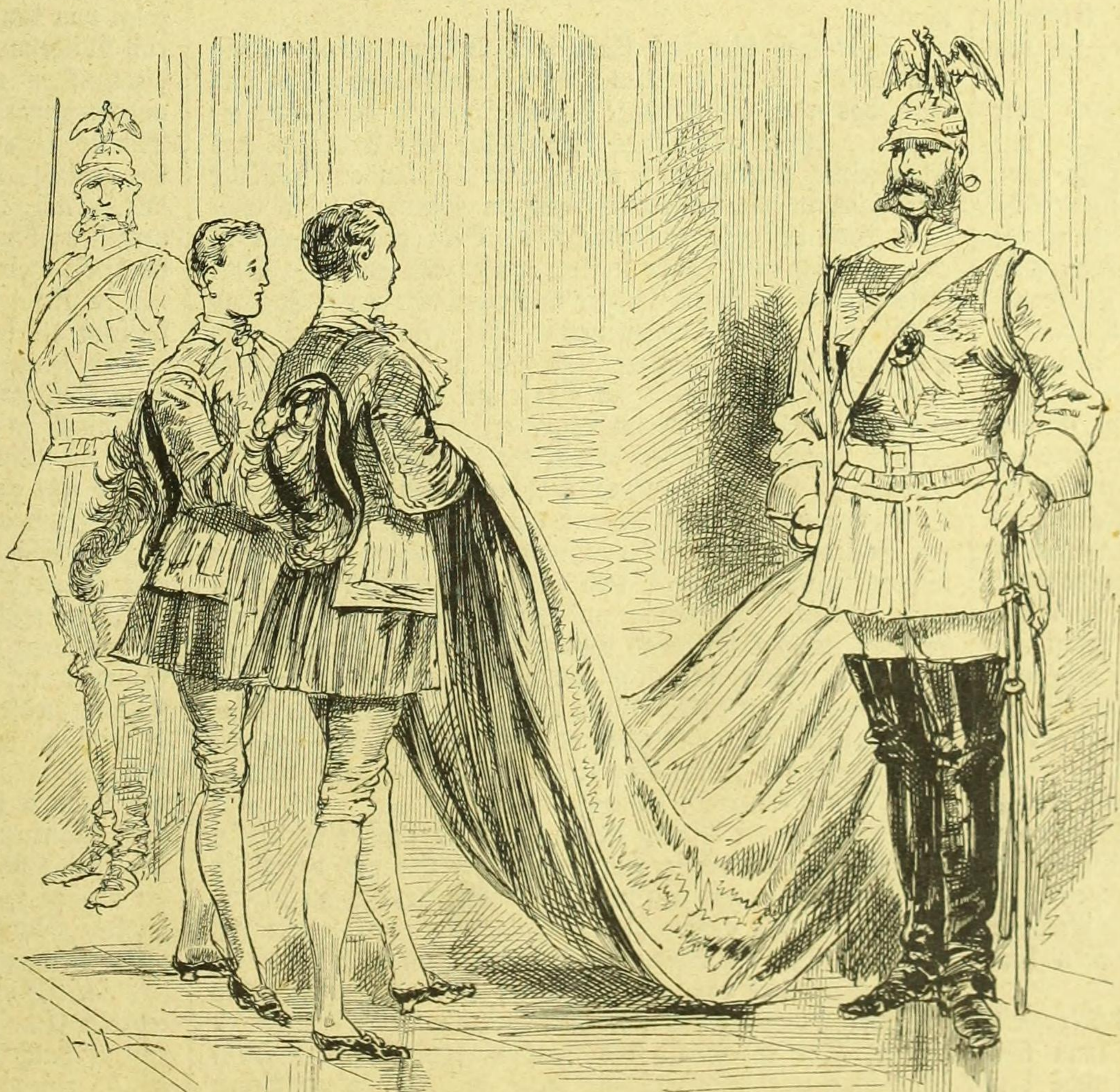
Ein Album führt uns dieselbe lange Zeit hindurch die Gäste des Vereins vor, oft mit den schönsten Zeugnissen über glücklich verbrachte Stunden. Ihre Zahl ist Legion. Namen wie Thorwaldsen, Zahn, Dehnen-

Das Stiftungsfest der „Gesellschaft der Zwanglosen“ in München.

(Siehe das Bild S. 576.)

Das dießjährige Stiftungsfest der „Gesellschaft der Zwanglosen“, das nach altem Brauch am Tage der heiligen drei Könige gefeiert wird, erhielt dadurch eine erhöhte Bedeutung, daß es zugleich das vierzigjährige Jubiläumsfest war. Im Winter 1837/38 scharten sich zur Gründung dieses geistig so hervorragenden Vereins um den Freiherrn v. Elsholz Männer, deren Namen noch heute einen guten Klang haben. Sie sind schon fast alle dahingeshieden. Drei waren noch unter den Lebenden, als im Festsaale den begeistertsten Worten Ernst Förster's ein Hoch auf das fernere Blühen der Gesellschaft in gleichem gutem Geiste folgte, aber des Einen derselben mußte an jenem Tage schon mit Trauer Erwähnung geschehen, er lag in den letzten Zügen und ist seitdem verschieden. Es war Herr v. Dagenberger. Jetzt leben noch Kobell und Förster, der langjährige Siegelbewahrer und treue Barde des Vereins. Diese beiden geistig frischen Männer bleiben, wie ihren idealen Gesinnungen, so auch dem Herde derselben, dem altbewährten Kreise treu, da sie sich doch schon unzählige Male an neue Reihen von Genossen haben gewöhnen müssen. Uebrigens schließt sich ihnen eine zweite Gruppe Solcher an, die schon sehr lange Jahre der Gesellschaft angehören, und auch diese halten freudig zum alten Bunde. Zu diesen gehören Carrière, Steub, Hefner v. Alteneck, Boltz, Thiersch, Dürt u. A.

Im verfloßenen Jahre ist Einer dahin-



schläger, v. Neumont, Karl Grün, Hermann Grimm bezeichnen die Sphäre am besten.

Wieder sind in der jetzigen Epoche der Gesellschaft, da sie in ihr fünftes Decennium getreten ist, viele Koryphäen der Wissenschaft, die hervorragendsten Glieder der Hochschulen, eine große Zierde derselben. Namen wie Holzkendorff, Giesebrecht, Löher, Bez, Kluckhohn, Joly, Cornelius, Brunn u. s. w. bürgen dafür, daß ein hoher Geist und ein freier Geist die Gesellschaft aus dem Alltäglichen emporhebt, ihr ewige Eigenschaften verleihend. Mögen diese sie tragen von Decennium zu Decennium, fernem Zeiten entgegen, zu Deutschlands Ruhm und Ehre!

Dem Zechen und Toasten und Lachen folgt, wenn sie ver-rauscht sind, eine musikalische Nachfeier als wohlthuender Schlußakkord. Hornstein trägt einen Cyklus seiner neuen Lieder vor und Levi illustriert aus dem Stegreif einen von Kobell angegebenen Text. Mit frischem Kranze geschmückt geht die reinste der Künste siegreich aus dem Wettstreit hervor, sie hat auf ihren Schwingen wieder die Gemüther emporgetragen in das Reich des Schönen. So ist denn auch auf dem Gedenkblatte dieser edelste Theil des Festes zur Darstellung gebracht. Levi sitzt am Flügel, Kobell gibt ihm das Thema, die Freunde stehen lauschend im Kreise. Ueber der Gruppe schwebt die Poesie, unter deren beseligendem Einfluß sich Wissenschaft und Kunst die Hand reichen, die wahre Devise der „Zwanglosen“. Segnend und Geschenke bringend nahen die morgenländischen Pathen sich der Halle.

Am Hofe der Frau von Staël.

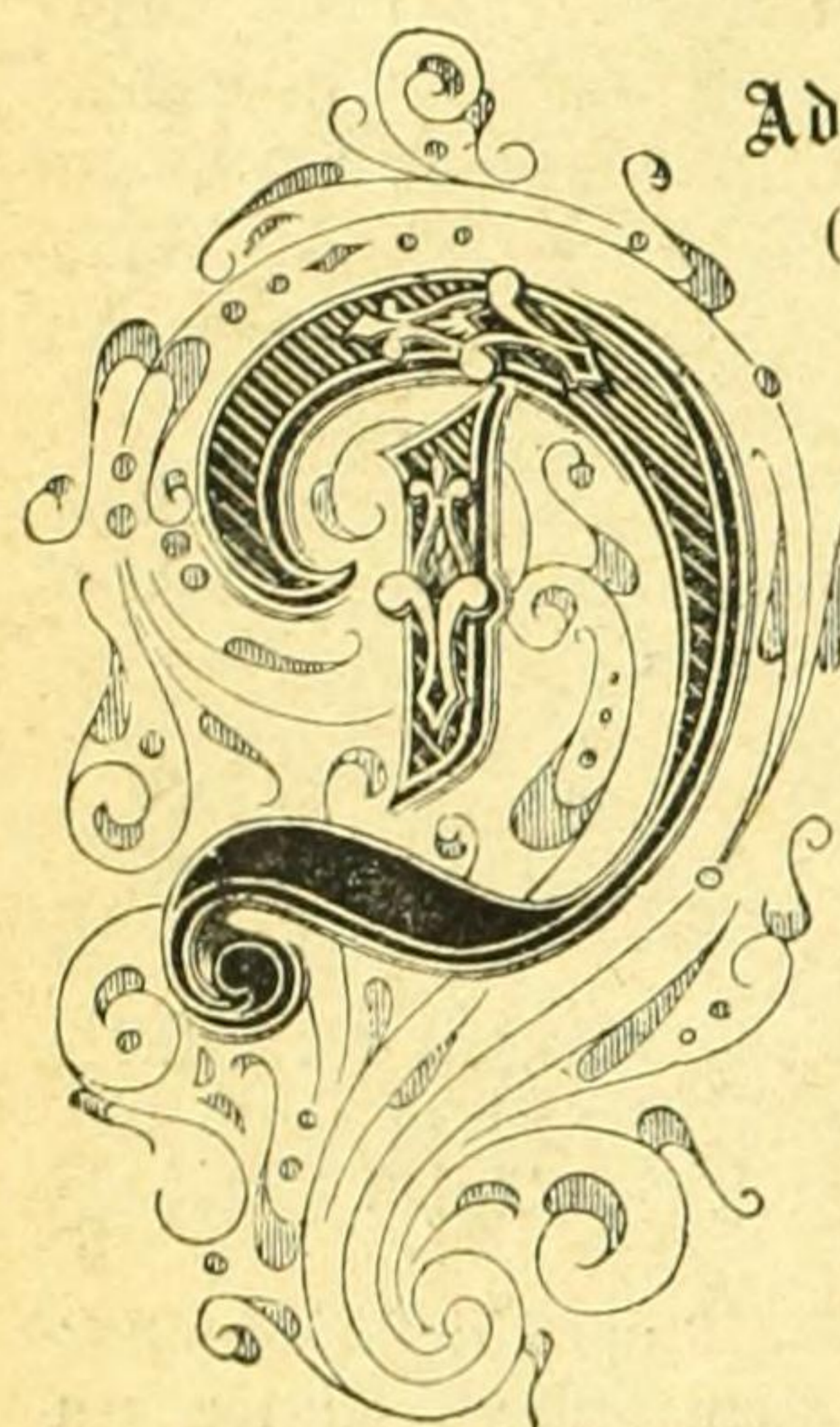
Eine geschichtliche Erzählung

von

Adolf Brennecke.

(Fortsetzung.)

XIV.



Die geheimen Berichte, welche Herr Leroy in immer bestimmter Fassung an den Polizeiminister Fouché überschiedt hatte, fingen bald an, ihre Wirkung zu äußern. Zwar war der Kaiser durch die Umgestaltung des Justizwesens sowie durch die Verwaltungsgeschäfte seines großen Reiches noch zu sehr in Anspruch genommen, als daß er sich eingehend mit dem Geschehe seiner persönlichen Feindin in Coppet hätte beschäftigen können. Aber soviel wurde doch schon jetzt als offenes Geheimniß von Ohr zu Ohr getragen, daß der alte, gutmüthige Herr von Varante die längste Zeit in Genf geherrscht hätte, daß für einige der besten Freunde der Schloßherrin ein Verbannungsbefehl in der Luft schwebte, und daß es durchaus nicht ganz unmöglich wäre, daß man der gefeierten Schriftstellerin einmal plötzlich den Prozeß machte oder sie wenigstens so lange in sichern Gewahrsam brächte, bis sich ihr Widerstand gegen den Kaiser gelegt hätte.

Diese Gerüchte drangen schnell bis zu den Ohren der Frau von Staël. Sie war im ersten Augenblicke entsetzt über die teuflische Bosheit, daß man ihre eigene Person in ihren Freunden zu treffen beabsichtigte. Wie eine Ausfahige kam sie sich vor, welche ihre ganze Umgebung mit sich in's Verderben jöge. Sie bangte für Mathieu, den treuesten und ältesten ihrer Freunde, für die schöne Julie, für den Prinzen von Preußen, für ihre Kinder.

Bald jedoch gewann ihre Umsicht die Oberhand über den ersten Schrecken. Sie mußte sich zunächst fragen, wie es nur möglich wäre, daß sie, obschon dem Kaiser so fern, ihn trotzdem immer noch zu reizen vermöchte. Und selbst wenn er in der Versammlung ausgezeichnete Männer, welche augenblicklich auf dem Schlosse weilten, eine Ursache zum Zorne gefunden hätte, wie konnte er nur so schnelle Kenntniß von Allem erhalten haben? Ihre gute Beobachtungsgabe hatte sie doch nirgends etwas Verdächtiges innerhalb der Mauern ihres Schlosses erspähen lassen. Mit scharfem Auge pflegte sie ihre Diener zu mustern: der einzige, Eugen, das fiel ihr jetzt ein, hatte wohl manchmal ihrem eindringlichen Blicke in der letzten Zeit nicht Stand gehalten. Welche Beziehung konnte indeß zwischen einem walliser Kammerdiener und dem Ministerium oder dem kaiserlichen Cabinet in Paris bestehen? Ueberdies durfte das naheliegende Genf gar nicht als Zwischenglied in Betracht kommen, denn der dortige Präfect war ja ihr Freund und war ja selbst mit der kaiserlichen Ungnade bedroht. Sie nahm sich also vor, ruhig zu bleiben und dem Gerüchte keinen Glauben zu schenken. Aber das Schreckgespenst der Furcht für ihre Freunde verfolgte sie dennoch auf Schritt und Tritt; ihre fruchtbare Einbildungskraft schuf ihr tauendfältige Qualen, und während Alles um sie her heiter und guter Dinge war, heftete sie manchmal in Gedanken versunken die Augen auf das Thor des Schloßhofes, ob nicht etwa die Schergen schon kämen, ganz wie vor nunmehr vier Jahren, um die Freunde zu greifen oder sie selbst aus dem Kreise ihrer Lieben herauszureißen.

„Ich muß Gewißheit haben!“ meinte sie eines Morgens nach einer schlaflos verbrachten Nacht. „Wer kann mir jedoch in Genf etwas Neues sagen? Wenn Fouché den guten Varante meinethwegen stürzen will, so wird er schon jetzt dafür Sorge tragen, daß ihm nichts über mein Schicksal

mitgetheilt wird. Den übrigen genfer Freunden wird es ähnlich gehen, man hat ihnen in Paris niemals recht getraut. — Aber wollte nicht gerade heute der junge Guizot in Lausanne eintreffen?“

Nach durchsuchte sie den auf ihrem Schreibtische liegenden Haufen von Briefen und Zeitungen, welche die neueste Post ihr aus aller Herren Ländern gebracht hatte.

„Richtig, am Montag hat der junge Rechtsgelehrte Paris verlassen! Das paßt ja vortrefflich; gleich will ich anspannen lassen — schon heute Mittag kann ich die neuesten Nachrichten aus bester Quelle schöpfen.“

Frau von Staël hatte in wenigen Minuten ihre Befehle ertheilt. Als sie dann in den Schloßhof trat, um nach den Gästen und dem Wetter zu sehen, spazierte Prinz August mit Frau Recamier am Arme bereits im Parke auf und ab.

„Was sehe ich, Juliette! Meine kleine Langschläferin erscheint mir immer räthselhafter — gestern Grazie und heute Muse! Die rosenfingerige Aurora hat wahrlich keine schönere und bessere Freundin! Wie schade, Höheit, daß Mars so gar nicht zu der mythologischen Drei- und Neunzahl paßt — er war eben klug genug, es nur mit der Schönheitsgöttin zu halten, und dieser folgen die übrigen als schmückende Dienerinnen von selber nach.“

Währenddessen knallte der alte Michel schon mit der Peitsche. Die Kammerfrau stand mit Hut und Mantel der Herrin am Wagenschlage, indeß Eugen einen Arm voll Bücher auf dem Rücksitze des Wagens ausbreitete. Erstaunt blickte Frau Recamier erst auf den Wagen und dann auf Frau von Staël.

„Sie wollen verreisen, liebe Freundin? Und wohl gar auf längere Zeit, daß Sie die große Kutsche gewählt haben?“

Frau von Staël fuhr selten anders als in dem bequemen vier-spännigen Reisewagen, weil sie außer der Kammerfrau und dem Diener regelmäßig ihren Koch mit sich führte. Der Weg nach Lausanne war jedoch so kurz, daß sie allerdings ein Kabriolet vorgezogen hätte. Plötzlich schien ihr ein Gedanke zu kommen.

„Wollen Sie mich nicht begleiten, Juliette? Ich habe nur ein paar Stunden in Lausanne zu thun. Benjamin sitzt mißvergnügt in seinem Zimmer und ist seit einiger Zeit gar nicht mehr für mich da; auch heute hat er meine Einladung zum Mitsahren ausgeschlagen. Für Sie, mein Prinz, würde die kleine Reise gewiß recht interessant sein. Sie kennen bis jetzt nur die flachesten Ufer unseres vielbesungenen Sees, unmöglich können Sie mit diesem Eindruck nach Preußen zurückkehren.“

Die beiden Liebenden sahen sich fragend an, dann nickte Frau Recamier kachelnd dem Geliebten zu, und bald fuhr man in der heitersten Stimmung die holprige Dorfstraße entlang, vorbei an den massiven Laubengängen der Häuser und an der alten Kirche mit dem wackeligen Thürmchen zur Rechten des Weges, bis man die Landstraße erreichte und die weite Fläche des Sees fortan dauernd vom Wagen aus sichtbar blieb.

Es war ein herrlicher Septembervormorgen. Die Luft war von durchsichtiger Klarheit; vom lichtblauen Himmelsgewölbe schien die Sonne warm hernieder auf die in sattem Herbstgrün prangende Erde. Noch umschwebte ein violetter Duft die Bergzüge am jenseitigen Seeufer; ihre Umrisse zeichneten sich weich gegen den helleren Himmel ab, und selbst die zerrissenen Klippen Savoyens erschienen unter dem aus Licht gewobenen Schleier weniger schroff als bei hohem Sonnenstande.

„Wir sind hier auf klassischem Boden,“ meinte Frau von Staël, als sie an dem Dorfe Crans vorbeifuhren und schon das alte, vielthürmige Schloß Nyon in der Ferne erblickten. „Hier aus Crans stammt der alte Cellier, das Ideal eines Landpfarrers, ein zweiter Fénelon an kirchlicher Beredsamkeit wie an theilnehmendem Sinne für die irdischen Bedürfnisse seiner Gemeinde. Sein großer Sohn ist augenblicklich eine Zierde unserer genfer Akademie. — Dort links in dem Dörfchen Crassier war mein Großvater Curhod Prediger. Meine Mutter wurde dort geboren: auf allen Schlössern hier in der Umgegend gab sie als junges Mädchen Unterricht, bis sie in Lausanne durch ihre Schönheit und ihre Talente Bewunderung erregte und dann meinen theuren Vater heirathete. Auch die Familie Bridel ist in Crassier zu Hause, während dort in Nyon unser Freund Bonstetten vor zwanzig Jahren als Landvogt herrschte und mit Johannes von Müller, Salis, Matthijon und vielen anderen großen Geistern dem alten Römerkastell zu neuem Rufe verhalf. Weiterhin aus Rolle stammt die Familie Laharpe, welcher Friedrich Casar Laharpe, der Erzieher des Kaisers Alexander von Rußland, sowie auch der große Kritiker angehört, zu dessen Füßen meine Juliette einst im Athenäum gefessen hat, und zwar auf dem Stuhle, den der alte Herr eigens für seinen Engel, wie er Julien gern nannte, neben sein Rednerpult hatte stellen lassen.“

Dem Prinzen August gewährte es ein großes Interesse, die Heimat aller dieser ihm mehr oder weniger bekannten Persönlichkeiten aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Bei jeder neuen geschichtlichen Erinnerung, auf welche ihn Frau von Staël in beredter Fülle aufmerksam machte, wandte er die Blicke auf die sanft nach dem Jura zu ansteigenden Weinberge und die freundlichen Landhäuser und Dörfchen am Wege. Der Wohlstand des Landes, sein stattlicher Menschenschlag und besonders das reiche, von Sonne und Leben überströmte Landschaftsbild ringsum war dem Bewohner des fargen Nordens ein ungewohnter Anblick.

Man war um Mittag in Lausanne. Frau von Staël wünschte aus zarter Rücksicht für die Freunde die jedenfalls wenig tröstlichen Neuigkeiten aus Paris allein zu vernehmen, und aus diesem Grunde redete sie dem Prinzen zu, mit der gleich darauf nach Vevey und Villeneuve abgehenden Schnellpost bis an das östliche Ufer des Sees zu fahren, um wenigstens einen flüchtigen Eindruck von diesem schönsten Theile des Waadlandes wie des Sees zu erhalten. Da auch Frau Recamier nie weiter als bis Lausanne gekommen wäre, so würde sie sich gewiß freuen, von ihm auf den gefeierten Schauplatz der „Neuen Heloise“ geführt zu werden.

Den beiden Liebesleuten kam dieser Vorschlag sehr gelegen. Frau von Staël versprach, mit ihnen am Abend in Montreux zusammenzutreffen: dort könnten sie Alle übernachten und am folgenden Tage bequem nach Coppet zurückkehren. —

„Finden Sie nicht, meine liebste Juliette, daß die Sonne hier leuchtender strahlt als irgendwo anders auf Erden? O, wer doch immer in diesen glücklichen Gefilden wohnen dürfte!“ So sprach Prinz August einige Stunden später zu der Geliebten, als sie an dem epheuumsponnenen Thurme des alten La Tour de Peitz vorbeifuhren und vor sich die spitze Dent de Jaman und die breite, schneebedeckte Dent du Midi im Glanze der späten Nachmittagssonne liegen sahen.

„Sie freuen sich des himmlischen Lichtes und seufzen dennoch?“ fragte Frau Recamier erstaunt. „Darf ich nicht wissen, mein Freund, welcher trübe Gedanke Ihr sonst so zufriedenes Gemüth augenblicklich quält? Kehren Sie denn nicht gern in Ihre Heimat zurück?“

„Wir haben keine himmeltragenden Berge und keine tiefblauen Seen in unserem Preußenlande,“ gab Prinz August zur Antwort. „Uns Norddeutsche ergreift selten das Heimweh, und noch Niemand hat von meinem Vaterlande so begeistert wie Sie von Ihrem schönen Frankreich gesprochen. Wir, die wir von Kindesbeinen an unter jenem meist graublauen Himmel leben, empfinden allerdings erst in der Fremde die strahlenden Reize der Erde. Daheim dünkte mir schon unser berliner Thiergarten über die Maßen schön. Wenn im Frühjahr das junge Grün aus tausend Büschen sproßte und inmitten der mäßig belaubten Bäume einmal ein alter Eichenbaum eine stattlichere Krone aufwies, oder wenn ich längs dem weißschimmernden Havelseen die hohen Binsen im Winde rauschen hörte, und dann wohl ein stolzer Schwan die einsame Fläche durchsuchte, dann wandelte mich schon eine weiche, poetische Stimmung an. Damals, als noch nicht die Kriegstürme über Europa hinwegbrausten und Ruhe und Frieden im Vaterlande herrschten, da gab es für mich keine reinere Feiertagsfreude, als wenn ich auf dem Sommerfeste meiner Eltern weilen konnte, in dem tannenumrauschten Friedrichsfelde bei Berlin, wo mein Bruder Louis geboren wurde, und wo mich selbst der große Friedrich über die Taufe hielt. Stundenlang konnte ich dort an schönen Sommertagen auf der Haide liegen, die Arme unter dem Kopfe, mit dem Blicke die ziehenden Wolken verfolgend. Neben mir schwirrten die Käfer und gaukelten die Schmetterlinge um die duftigen Haideblumen, während die Kiefern und Tannen leise ihre Wipfel in der sonnigen Einsamkeit wiegten. Damals wußte das Herz des zwanzigjährigen Jünglings kaum etwas von Liebe: er sah nur im Geiste die tapferen Ahnen auf jener Haide kämpfen, sah ihre Schilde in der Sonne bliken und hörte ein Jahrhundert später die Büchsen ihrer Musketierte donnern; die schwedischen Reiter jagten mit verhängten Zügeln über die Haide hinweg, verfolgt von den todesmuthigen Dragonern des großen Friedrich Wilhelm, dem ich in meinem jungen Herzen es einst gleichguthun mir vornahm. Aber wie ist Alles so ganz anders geworden! Die Träume sind verslogen, Napoleon's Banner flattert auf dem Schlosse meiner Ahnen, mein Bruder ist todt, ich selbst bin kaum aus der Gefangenschaft erlöst. Ach, Julie, Ihre Liebe allein läßt mich alles Leid vergessen; könnten Sie doch in besseren Tagen mich in meine nordische Heimat begleiten, dann würde mir ewig der Himmel so tiefblau und die Erde so blühend und sonnig erscheinen als in dieser Stunde.“

In Frau Recamier's Augen waren bei dieser Schilderung Thränen des Mitgeföhls getreten. Sie konnte es dem thatenlustigen Manne wohl nachfühlen, wie ihn die Erinnerung an seine Heimat und seine vielversprechende Jugend gerade jetzt zu sanfter Schwermuth stimmen konnten. Seine starke Hand ruhte in der ihrigen. Sie führte sie an ihre Lippen, küßte sie zärtlich und versuchte es, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

„Wir müssen schon in Clarens sein,“ meinte sie, indem sie den Kopf nach links wandte und auf ein burgähnliches Bauwerk auf der Spitze eines Hügels hinwies. „Jenes Kastanienwäldchen dort ist sicherlich das Bosquet de Julie, in welchem meine Namensschwester und ihre lose Cousine den empfindsamen Saint Preux küßten und die schöne Julie vor Wonne in Ohnmacht fiel. Das Städtchen vor uns muß Montreux sein — sehen Sie nur, mein Prinz, wie es sich an die steile Bergwand anschmiegt, und wie freundlich die weißen Häuser mit den grünen Fensterläden gegen den dunklen Wald abstecken. Kennen Sie auch die Geschichte dieser Fensterläden, mein Freund?“

Der Prinz verneinte diese Frage, und Frau Recamier erzählte ihm, wie Rousseau sich am Abhange eines lieblichen, wohlbeschatteten Hügels ein ländliches Häuschen gewünscht hätte, ein weißes Haus mit grünen Fensterläden, dessen Dach aus Ziegeln bestünde, weil diese sauberer als das Strohdach und heiterer als der Schiefer aussähen. Dieß